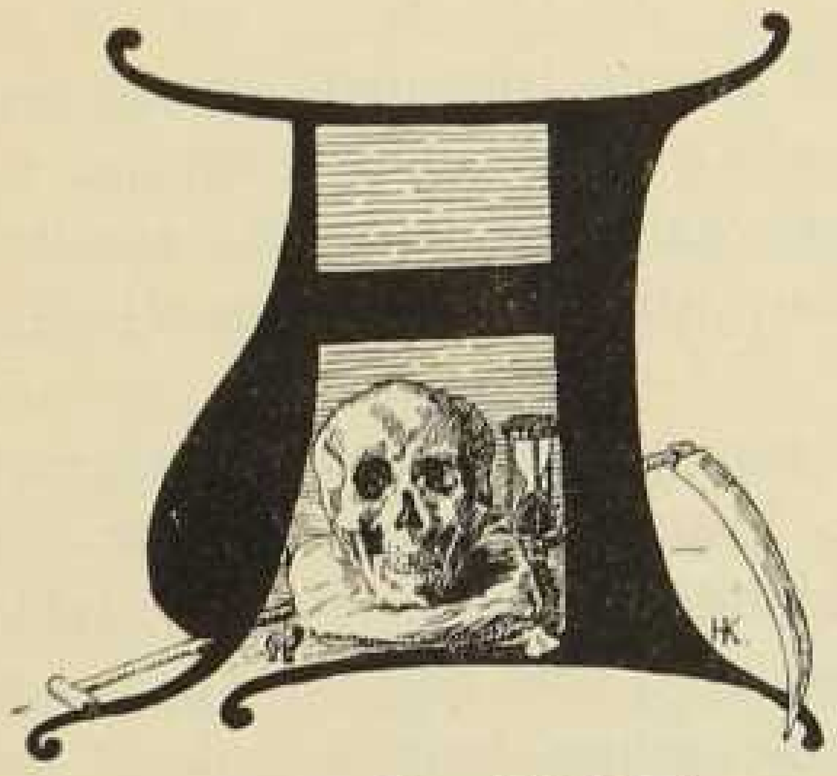
V. Kapitel.

Der Treuschwur.



An einem Februarmorgen des Jahres 1296 herrschten in der Burg auf der Dominsel Trauer und tiefe Stille, denn Herzog Heinrich lag im Sterben.

Als die ersten Strahlen der Morgensonne ins Schlafgemach leuchteten, erwachte er aus kurzem Schlummer, der ihn erst bei Tagesdämmern umfangen hatte, und seine Augen wanderten unruhig hin und her, als suchten sie etwas, bis die Blicke auf drei Knaben, die neben dem Bette knieten, ruhen blieben.

Der Fürst bot das Bild eines Mannes, der geistig und körperlich dem Grabe entgegensiechte. Die Leibesfülle, das von blühender Gesundheit gerötete Antlitz und der sonnige Blick in den großen Augen waren seit den Tagen, die er als Gefangener seines Vetters in der Feste Glogau zugebracht hatte, verschwunden. Die Haft im Holzkäfig, die er, von Ratten umkreist, schlaflos verlebte, die Pein des Hungerns hatten ihn in einen kraftlosen Greis umgewandelt, dessen fahle Züge deutlich verrieten, daß der Tod bald nach seinem Herzen greifen werde. Der Fürst fühlte sein nahes Ende.

„Meine Kinder," sprach er mit leiser Stimme und in zärtlichem Tone, „ihr habt wieder die ganze Nacht bei mir gewacht! Das lohne Euch der liebe Gott. Wie schwer wird mir das Sterben!"

„Beruhigt Euch, lieber Vater," erwiderte der älteste der Knaben, Prinz Heinrich, während er aufstand und die erkaltende Hand des Herzogs faßte. „Es ist ja noch Hoffnung

https://doi.org/10.24355/dbbs.084-202208180854-0